

---

Peter Sloterdijk

---

Theorie der  
Nachkriegszeiten

---

SV

Sonderdruck  
edition suhrkamp

SV

Sonderdruck  
edition suhrkamp



Peter Sloterdijk  
Theorie der Nachkriegszeiten

Bemerkungen zu  
den deutsch-französischen  
Beziehungen seit 1945

Suhrkamp

Der vorliegende Text geht auf eine Rede zurück, die der Verfasser am 15. November 2007 in der Aula der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg gehalten hat. Den Anlaß hierzu gaben die vom Frankreich-Zentrum der Freiburger Universität veranstalteten 6. Deutsch-Französischen Kulturgespräche, die unter dem Titel »Zeitenwende. Wertewandel in Deutschland und Frankreich« standen.

Joachim Fritz-Vannahme moderierte die anschließende Diskussion mit dem Soziologen Alain Touraine und der Philosophin Blandine Kriegel.

edition suhrkamp

Sonderdruck

Erste Auflage 2008

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der  
Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,  
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-06992-9

1 2 3 4 5 6 - 13 12 11 10 09 08

# Inhalt

- 1 Europa, posthistorisch 7
- 2 Heiner Mühlmanns Maximal-Stress-Cooperation-Theorem 14
- 3 Europa nach Napoleon 19
- 4 Italien 1918: Kriegsergebnisfälschung als große Politik 23
- 5 Frankreich 1945: Die doppelte Fälschung 27
- 6 Deutschland 1945: Metanoia 36
- 7 Frankreich 2007: Die imperiale Versuchung und die Implosion der Linken 41
- 8 Deutschland 2007: Der Idiot der europäischen Familie in der Normalisierungsphase – die Affaire Walser 50
- 9 Glückliche Entfremdung: Polemologischer Ausblick mit René Girard 63



## I

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

Wenn man – von einem deutschen Beobachtungsstandpunkt aus – den Bewußtseinswandel der Europäer in der Zeit nach 1945 in einem einzigen Satz zusammenfassen sollte, müßte er summarisch folgenden Sachverhalt zum Ausdruck bringen: Die Bewohner dieses Erdteils, erschöpft von den Exzessen und Verausgabungen der Ära von 1914 bis 1945, haben den geschichtlichen Passionen den Rücken gekehrt, um an deren Stelle einen nach-geschichtlichen *modus vivendi* zu entwickeln. Unter dem Geschichtlichen verstehe ich *ad hoc* die Einheit aus der agierten und geschriebenen Tragödie sowie die Einheit aus dem agierten und dem geschriebenen Epos. In diesem Sinn ist für Europäer »Geschichte« eine abgelegte Option. Mit ihrem Eintritt in den Katastrophenschatten haben sie sich gegen den tragischen und epischen Stil des Daseins entschieden. Sie haben eine Form der Koexistenz gewählt, in der die Zivilisierung die Tragödie ersetzt und die Negotiation das Epos. In einer anderen Perspektive würde man sagen, die Europäer betrieben

keine Kriegsvorbereitung mehr, vielmehr beschäftigte sie nur noch die Sorge um die Konjunktur. Sie haben den militärischen Göttern abgeschworen und eine Bekehrung vom Heroismus zum Konsumismus vollzogen.

Man erkennt an diesen sehr abstrakten Thesen, wie das im Titel des Versuchs auftauchende Wort »Nachkriegszeit« eine gegenüber dem Alltagsgebrauch verschobene Bedeutung annimmt. Tatsächlich möchte ich die Funktion der Nachkriegszeiten für die Selbstregulierung von Kulturen in den Vordergrund rücken und zeigen, in welchem Maß die Interpretation der Kriegsergebnisse durch die kriegführenden Einheiten für deren Selbstkonzepte ausschlaggebend sind. Hervorzukehren ist hierbei, wie stark die unterschiedlichen Haltungen von Siegern und Besiegten zu den Tatsachen von Sieg und Niederlage ihre Sprach- und Lebensformen in den Zeiten danach durchdringen. Bei dieser Betrachtung werden sich die etwas überhöhten Verallgemeinerungen der eingangs präsentierten Thesen in diskretere Aussagen über lokale Nachkriegskulturen auflösen. Dann kann man die Optik auf deutsche und französische Phänomene scharfstellen und schließlich die sogenannten Verhältnisse zwischen beiden erörtern, falls von solchen die Rede sein kann – ich deute hier bereits meine Schlußthese an, die lautet: Es kann aufgrund der zu charakterisierenden stark abweichenden

den Nachkriegsprozesse in beiden Ländern keine Beziehungen zwischen ihnen geben, und ihr Verhältnis, das offiziell in einem Freundschaftsvertrag codifiziert ist, wäre günstigstenfalls als das einer wohlwollenden gegenseitigen Nicht-Beachtung oder einer benignen Entfremdung zu bezeichnen, wie man sie manchmal zwischen ehemaligen Liebespartnern findet – und warum auch nicht zwischen ehemaligen Haßpartnern.

Zu den Merkmalen der nach-tragischen und nach-epischen Lebensform, die sich die Europäer *nolens volens* zu eigen gemacht haben, gehört die weitverbreitete Empfindung, in einer entwirklichten Wirklichkeit zu leben, in der es keine ernstzunehmenden Ereignisse mehr gibt. Die einzige Ausnahme hiervon bildet die Sequenz von politischen Szenen in den Jahren 1989 bis 1991, die wir im Rückblick unter der Überschrift »Zusammenbruch des Kommunismus« resümieren – doch auch diese Begebenheiten, die tief in die Biographien der zwischen 1930 und 1975 Geborenen einschnitten, waren bloß ein verzögertes Nachspiel zu der abgewählten tragisch-epischen Periode. Das letzte Großereignis läßt sich mit einem hängengebliebenen Brief vergleichen, der in der Geschichte abgeschickt wurde, seinen Empfänger jedoch erst in der Nach-Geschichte erreichte. Man darf hierzu das Schicksal des Lang-

zeitastronauten Sergej Krikalev assoziieren, der sich 1990/1991 auf der Raumstation *Mir* befand, so daß er, der noch aus der Sowjetunion ins All gestartet war, sich bei der Landung im neuen Rußland wiederfand.

Als Kompensation für den post-historischen Ereignis-Entzug, der zu den insgesamt positiv zu werten, wenn auch schwer verständlichen Merkmalen des neuen *modus vivendi* gehört, hat die zeitgenössische Zivilisation eine Reihe von Surrogaten hervorgebracht, die sich auf allen Ebenen bemerkbar machen, die Differenz von Hochkultur und Massenkultur überspringend. Ich nenne hier nur zwei Ausprägungen dieser Tendenz, die besonders ins Auge fallen: zum einen die Allgegenwart des Prinzips Inszenierung in der zeitgenössischen Event-Kultur, zum anderen jene Ersetzung von Ereignissen durch Erinnerungsereignisse, die zu einer blühenden Juliläumsindustrie geführt hat – einer hohen Küche, in der nur Aufgewärmtes zählt. Um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen, füge ich hinzu: Diese Tendenzen, Auswüchse eingerechnet, sind ein Teil des Preises, den man für die Emanzipation vom Heroismus und Tragizismus zu entrichten hat. Man zahlt ihn willig, wenn man bedenkt, wie die historischen Alternativen dazu auszusehen pflegten.

Ich erlaube mir nun meinerseits einen Exkurs in die Jubiläumskultur und weise auf ein Erinnerungsereignis hin, dem wir auf beiden Seiten des Rheins entge-

gensehen. Zwar ist es noch viereinhalb Jahre von uns entfernt, aber sofern man sich zu gefährlichen Themen hingezogen fühlt und überdies gern im Kalender für Kulturschaffende vorwärtsblättert, wird man bemerken, wie es schon jetzt einen Schatten vorauswirft, zumindest den Schatten eines Schattens. Wenn wir also über deutsch-französische Beziehungen sprechen, ungeachtet der Tatsache, daß es aktuell zum Thema nichts zu sagen gibt, was nicht vom Tonband kommen könnte, so nur deswegen, weil wir uns schon jetzt Gedanken machen können über die Dinge, die bei dem bevorstehenden Ereignis anstelle des vergangenen Ereignisses, dem Jubiläum im Jahr 2012, mit starkem Grund in der Sache zu formulieren sein werden – und diese Dinge werden weithin unausgesprochen und einigermaßen dringlich sein. Am 8. Juli des genannten Jahres wird sich zum fünfzigsten Mal der Tag jähren, an dem Franzosen und Deutsche, vertreten durch ihre für diesmal mit vollem Recht so bezeichneten Staatsmänner Charles de Gaulle und Konrad Adenauer, in der Krönungskathedrale von Reims dem Versöhnungsgottesdienst beiwohnten, der den wenig später unterzeichneten deutsch-französischen Freundschaftsvertrag vom Januar 1963, den sogenannten Elysée-Vertrag, vorwegnahm. Die feierliche Handlung, die wir, wenn es soweit ist, in zeitgemäßer Besetzung nachspielen werden, geschah seinerzeit unter

den höchsten symbolischen Vorzeichen, die unseren gemeinsamen Traditionen zu entnehmen waren. Das *Te deum* von Reims, zelebriert in Anwesenheit von Erzbischof François Marty, vollzog sich damals unter dem Baldachin des alteuropäischen katholischen Universalismus – an diesen wandte man sich, und sei es auch nur einen sentimental Augenblick lang, um das Zeitalter der historischen Exzesse zwischen unseren Völkern, die Ära der den Rhein in beiden Richtungen überschreitenden Infektionen und Mobilisationen, der Eifersuchtsmorde und bewaffneten Massenhysterien für beendet zu erklären.

Man kann sich schon heute ziemlich genau vorstellen, wie sich die Festlichkeiten um den 8. Juli 2012 in Reims, in Paris, in Berlin und anderen Brennpunkten abspielen werden. Das Protokoll schreibt den Politikern ihre dann zu vollziehenden Schritte in einer Genauigkeit vor, die für neue Gesten keinen Raum offenläßt. Es gehört fast keine Phantasie dazu, um sich die Reden vorzustellen, die man von beiden Staatspräsidenten sowie von den übrigen Diensthabenden aus Politik, Kultur, Wirtschaft und Religion hören wird. Etwas mehr Phantasie würde man benötigen, um die Frage zu beantworten, ob Philosophen und Kulturwissenschaftler aus den tangierten Ländern etwas zu diesem Jubiläum werden beitragen können und falls ja, in welcher Weise. Was ich im folgenden andeute,

läßt sich am besten als Vorübung für einen philosophischen Kommentar zu den kommenden Gedenktagen begreifen. Eine solche Stellungnahme müßte in ausgeführter Form die tausendjährige deutsch-französische Rivalität rekonstruieren – von der Reichsteilung unter den Nachkommen Karls des Großen bis zu ihrer Auflösung im dritten Drittel des 20. Jahrhunderts.

Von diesem anspruchsvollen Vorhaben berühre ich nur einige Punkte, und selbst diese bloß auf flüchtige und vorläufige Weise. Ich beschränke meinen Betrachtungszeitraum auf die zurückliegenden 200 Jahre, genauer gesagt die Ära, die auf die Französische Revolution und die napoleonischen Kriege folgte, und enge diesen dann weiter ein auf die Epoche nach 1945. Beide Zeitspannen sind im eminenten Sinn des Wortes als Nachkriegszeiten zu verstehen, zunächst was die chronologischen und, mehr noch, was die mentalen oder psychopolitischen Verhältnisse angeht.

Im Gang meiner Darlegungen ist nun der Moment gekommen, in dem ich mich zu dem Ausdruck »Nachkriegszeit« erklären muß. Schon aus den bisherigen Verwendungen des Worts geht hervor, daß ich Gründe sehe, es nicht nur alltagssprachlich zu gebrauchen, sondern mit ihm anspruchsvollere Zusatzbedeutungen zu verbinden. Die werden erkennbar, sobald wir den Terminus in den Kontext einer allgemeinen Theorie über die »Natur der Kulturen« versetzen. Die Fügung »Natur der Kulturen« geht auf den Kulturtheoretiker Heiner Mühlmann zurück, der

mit dem gleichnamigen Buch aus dem Jahr 1996 in vorerst noch engen Kreisen von Systemtheoretikern, Polemologen, Mediologen und Neuro-Rhetorikern Aufsehen erregt hat. Die Arbeit Mühlmanns ist dem äußerst ambitionierten Vorsatz gewidmet, den Zusammenhang von Krieg und Kultur im Lichte eines generalisierten Modells stress-erzeugter Kollektivbildungen zu durchdringen. Dieses Unternehmen, das in seinem beschreibenden Teil auch den Titel *The Selfish Culture* tragen könnte, wird zunächst an Beispielen aus der alteuropäischen Kriegskulturgeschichte erläutert, beginnend mit der griechischen Phalanx, um schließlich Zug um Zug seine ethischen Implikationen zu entfalten – bis hin zu dem hochgreifenden Modell der »zivilisierenden Beeinflussung« von Kulturen durch die Umorientierung zu postheroischen Werten und zu einer Ästhetik des Unterlassens.

Im Mittelpunkt des neuen kulturdynamischen Erklärungsmodells findet man eine Theorie stressorischer Prozesse, wie sie Anfang der neunziger Jahre im Umfeld von Bazon Brocks Wuppertaler Schule in Anlehnung an die von Hans Seyle eingeführte Unterscheidung von eustressorischen und dysstressorischen Phänomenen diskutiert wurde. Mühlmanns ingeniose Idee bestand darin, die Stress-Analyse für die Erklärung der Möglichkeit sozialen Zusammenhalts unter Höchstbelastung einzusetzen. Er gelangte dabei zu

einer überaus originellen Vision von der Geburt der konfliktresistenten und generationenübergreifend lernfähigen Kulturgruppen aus dem Geist der eustressorischen Kooperation. Sie bildet das Basistheorem von Mühlmann, das er lapidar das MSC-Modell nennt – das Sigel MSC steht für Maximal-Stress-Cooperation oder eustressorische Fitness in Erfolgsgruppen. Kulturen sind demnach Entitäten, deren Kontinuität horizontal durch MSC-Tauglichkeit und vertikal durch memoaktive Fitnessprozeduren (*vulgo* Traditionsbildung dank Erziehung) sichergestellt wird. In alltäglicher Ausdrucksweise sagt das nichts anderes, als daß Gruppengebilde, die es auf Langzeiterfolge anlegen, die Fähigkeit besitzen müssen, ihre existentiellen Krisen durch Höchstleistungen an Kooperation unter hohem Druck zu meistern (was in der Regel Bewährung im Krieg mit konkurrierenden Kulturen bedeutet). Zugleich sind sie auf die immer wache Kompetenz angewiesen, aus den Resultaten ihrer Konflikte mit anderen Gruppen, insbesondere aus Niederlagen, die richtigen Konsequenzen zu ziehen und im kulturellen Gedächtnis zu verankern. Hier wird, durch die systemtheoretische Verfremdung hindurch, ein modernes Echo des platonischen Webergleichnisses wahrnehmbar, nach welchem die Staatskunst beziehungsweise die königliche Kunst darin bestehe, die tapfere und die besonnene Gemütsart (*andreia* und

*sophrosyne*) im Gewebe des Gemeinwesens zu einem belastbaren Ganzen zusammenzuflechten.\*

Nach dem Gesagten sollte verständlich sein, warum im Rahmen einer solchen Theorie den Nachkriegszeiten eine herausragende Bedeutung für die Moderierung oder Steuerung kultureller Einheiten zukommt. Am Ende von kriegerischen Konflikten – Mühlmann spricht von einer post-stressorischen Entspannungsphase und von der Selbstprüfung der Kombattanten im »Stress-Schatten« – ist nämlich bei den Siegern wie den Besiegten eine Evaluierung der eigenen kulturellen Prämissen im Lichte der Kampfergebnisse unvermeidlich. Dabei legen die Sieger ihr Resultat in der Regel als Verstärkungssignal aus und fühlen sich in ihrem »Decorum« bestätigt, während die Besiegten – sofern sie nicht in Leugnungen, Ressentiments und die dazugehörigen Ausreden flüchten – Anlaß haben, die Gründe ihres Mißerfolgs zu erforschen. Dies kann zu umstürzenden Veränderungen des kultureigenen Decorums, das heißt des Inbegriffs von lokal verbindlichen Normen und Lebensformen, führen, wenn und insofern die Selbstprüfung der Verlierer zu dem Schluß gelangt, die Niederlage beruhe nicht allein auf der Stärke des Gegners, sondern sei begründet in der selbstverschuldeten Schwäche, der Unangepaßt-

\* *Politikós*, 306a–311c.

heit des eigenen Verhaltens an die Lage, im ernstesten Fall sogar in der eigenen Hybris, ja in einer verfehlten Stellung zur Welt. Verfahren dieser Art münden entweder dank moralischer, kognitiver und technischer Nachrüstung in Reformen (wie sie in eklatanter Weise in Preußen nach der Niederlage von Jena 1806 zustandekamen). Oder man faßt in der Phase der post-stressorischen Besinnung den Beschluß, sich mit der Siegerkultur in einer Friedensordnung höherer Stufe zusammenzuschließen – wie es die Deutschen nach 1945 praktizierten, als sie das Leitwort »Westintegration« als Handlungsmaxime ausriefen. Für diese Bereitschaft zur Umformung der als schädlich erkannten Kulturregeln in weniger schädliche Muster verwende ich im folgenden den Ausdruck *Metanoia*. Er bedeutet hier nicht so sehr die christliche Buße, sondern das weltliche Umlernen im Dienste erhöhter Zivilisations-tauglichkeit.

### 3

Diese Andeutungen reichen, denke ich, aus, um verständlich zu machen, warum es für eine kulturtheoretisch gestützte Betrachtung der »deutsch-französischen Beziehungen« in jüngerer Zeit von ganz besonderer Bedeutung sein müßte, die Interaktionen beider Kulturen unter dem Blickwinkel ihrer wechselvollen Kriegsgeschicke und deren ebenso wechselvollen Nachbearbeitungen zu untersuchen.

Blickt man auf die für unsere Thematik vorrangig virulente Zeitspanne von 1806 bis 1945, hat man es mit einer Sequenz von verwickelten, zugleich kulturell produktiven Nachkriegszeiten zu tun (obschon es mit dieser Produktivität meistens eine pathologische Bewandtnis hatte). René Girard hat jüngst in seinem Buch über Clausewitz wichtige Anregungen zum Verständnis der mimetischen Austauschprozesse im deutsch-französischen Duell und dessen extremistischer Dynamik gegeben – ich komme hierauf zurück.

Es erübrigt sich zu erklären, warum ich an dieser Stelle kaum mehr als das Programm und die größten Umrisse eines solchen Unternehmens formu-